

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 25 (1935)

**Heft:** 21

**Artikel:** Die Elfenau bei Bern

**Autor:** Münzner, Fritz

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-642043>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

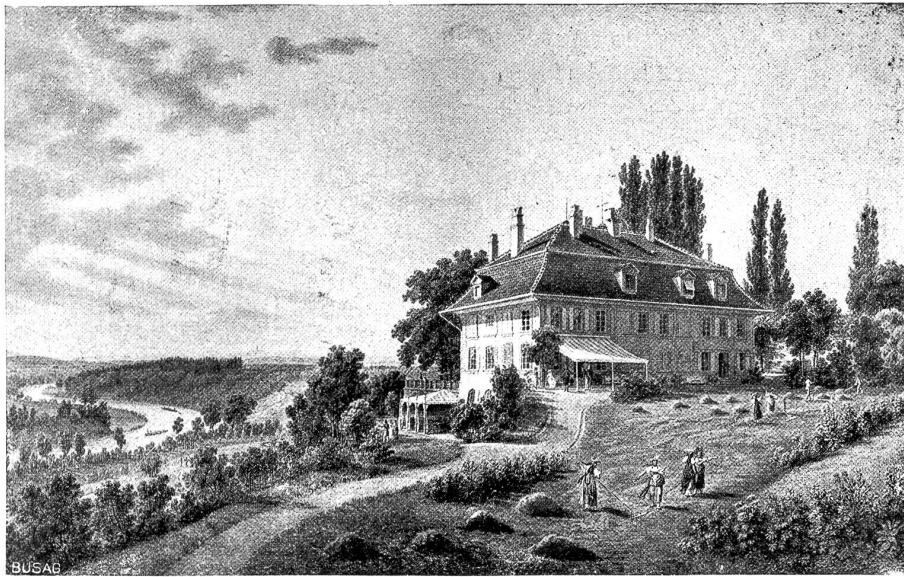
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



G. Lory Vater: Elfenau bei Bern. — 1821. (Original-Aquarell im Besitz von Frau E. v. B. in Bern.)

band und machte neugierig, wie er einmal war, den Deckel wieder auf. Ein lieblicher, erquidender Veilchenduft schlug ihm entgegen und betäubte ihn fast. Matthias drückte gleich wieder die Augen zu und fasste sich an die Nase, wo er denn diesem Wohlgeruch schon begegnet sei, da — sonderbar — hing er auch schon am Hals seiner lieben Mutter, die noch weit prächtigere Kleider trug als je zuvor und noch viel berückender duftete. Immerzu herzte und küßte sie ihn, und er wehrte sich dessen nicht. Nie mehr wollte sie ihn von sich lassen und so herrlich wie einen Prinzen denke sie ihn zu hegen und zu pflegen. Es wurde auf der Stelle ausgemacht, daß er sie fortan wieder täglich zur Bleiche begleiten dürfe und überdies nur das Allerfeinste — Bratwürste und rücktige braune Apfelkuchen — zur Speise erhalten solle. Gleich holte sie ihm so eine von weitem duftende Leckerei aus dem Schrank, aber just, als er herhaft hineinbeissen wollte, plumpste er über den wönnigen Traum ins Bewußtsein.

O Himmel, war das ein Erwachen! Das Sonnenlicht traf ihn mit einem Male, es schlug wie eine Lohe wärmend in den froststarren Körper und setzte mit der würzigen Morgenluft schnell alle seine Pulse und Nerven in brausende Bewegung. Da fühlte er denn, wie wohl das tat, so von Licht, Duft und Farben umspielt, mit allen Sinnen zugleich ins Leben zu tauchen. Aber das Frohlocken erstarb ihm in der Kehle ... Ein Satz, und da stand er in heillosem Staunen.

Wo war denn bloß seine Kraxe hingeraten? Lebte er noch im Gestern oder schon im Heute? Blitzschnell reihten sich die Merkmale seines Erlebens aneinander. Der Flüchtling ermaß die Kluft, die ihn vom vergangenen Tage und von denen trennte, die ihn hierhin getrieben hatten. Das war nun einmal geschehen. Ein Zurück gab es nicht mehr. Verheißungsvoll strahlte der Traum herüber in seinen Tag.

Noch etwas versonnen zerrte er an seinem taufeuchten, vertragenen Gewand, das vor Schmutz und Staub für wasserdicht gelten durfte. Ja, was war denn das? Was klimperte da im Hosensaum? Geld? Nun ja! Natürlich, versteht sich, der Warenerlös von gestern. Warum hatte er

den nicht zum anderen Gut in den Korb geworfen? Halb schuldbewußt ließ er Stück für Stück von einer Hand in die andere gleiten: drei Franken und sechzig Rappen!

Es dauerte nicht sehr lange, da stimmte ihn der Besitz dieser Barthaft ganz heiter und zufrieden. Er mußte ja auch leben. Wenigstens fünf Stunden brauchte er, um nach Treustadt zu kommen. Und dort? So wie er da stand, barfuß, ohne Hut in diesen wüsten Flächenhöfen ...? Aber was sollte er auch sonst beginnen? Am besten machte er sich fürs erste auf den Weg ins Tal. Er kannte die verstedten Schlüche. Nur fort! Unterwegs würde ihm dann wohl noch ein Lichlein aufgehen! Etwas wie Freiheit und Selbstbestimmung belebte sein Denken.

Und als er beim Anblick einer Wirtschaft Essensgelüste verspürte, trat er kühn wie ein Bärtiger in die Stube, sah sich vorsichtig um und setzte sich an den nächsten Tisch.

(Schluß folgt.)

## Die Elfenau bei Bern.

Versuch einer Präzisierung des Landschaftserlebnisses.  
Von Fritz Münzner.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß die Elfenau, obwohl sie von gar vielen Leuten wegen ihrer Schönheit gepriesen wird, in neuester Zeit durch die Malerei noch nie geziemend gewürdigirt worden ist. Nach meinem Wissen gibt es kein Bild der neuesten Zeit, das den Aufbau, die Stimmung, und den Geist der Landschaft zu erfassen und festzuhalten vermocht hat. Die zwei Gemälde im Berner Kunstmuseum — das eine von Ed. Bob, das andere von E. Cardinaux — sind nur Teilausschnitte aus der ganzen großen Landschaft und daher ohne Bedeutung für die vorliegende Betrachtung. So drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf, woran es wohl liegen mag, daß in neuester Zeit kein Künstler des Pinsels die Elfenau-Landschaft verherrlicht hat. Ist das nur Zufall oder eine durch das Wesen dieser Landschaft begründete Erscheinung? Eine Präzisierung des Landschaftserlebnisses wird uns zu einem klärenden Ergebnis führen.

Der Künstler, der eine Landschaft auf die Leinwand überträgt, ist nicht einfach Kopist der augensfälligen Natur, sondern ihr Gestalter und Beleerer. Er präzisiert, was er sieht, d. h. er gibt der Landschaft eine ganz bestimmte Deutung. Nur ihm ist es vergönnt, das Urverhältnis von Mensch zu Natur zu deuten, oder auch, je nach der Deutung der Landschaft, das Verhältnis ganz zu lösen und die Landschaft um ihrer eigenen Schönheit willen darzustellen, sie zu typisieren und zu allgemein gültiger Schönheit zu erheben. So hat es Ferdinand Hodler getan. Durch ihn hat die Landschaft Selbstwert bekommen. Über die Landschaft der Elfenau ist kaum zu typisieren. Natur und Mensch bilden hier eine untrennbare Einheit.

Die Landschaft, von der Höhe bei Muri gesehen, sei hier skizziert: In der Mitte die Aare, Sträucher und Bäume längs beider Ufer. Links im Vordergrund Hügel und einige

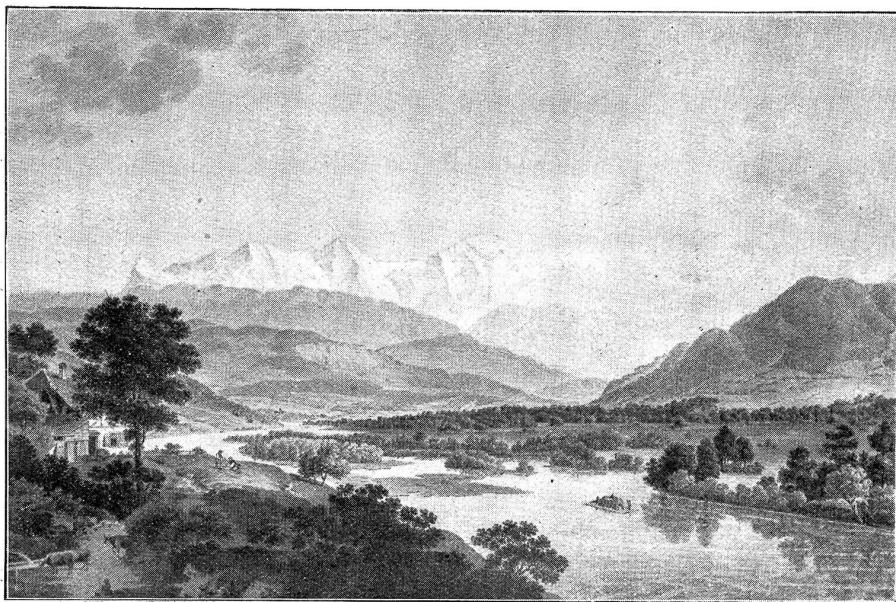
alte Häuser von Muri, rechts das weite flache Belpmoos mit dem Dorfe Belp. Dahinter der stumpfkegelförmige Belpberg. Rechts von diesem das schmale flache Gürbetal und angrenzende Berge, die nach hinten ansteigen. Links der Aare zwei gerade parallele Ketten der Voralpen. Im Hintergrund die reich gegliederte Kette der schneebedeckten Alpen.

Diese Landschaft erweckt in uns das Erlebnis einer naturgegebenen Ausgeglichenheit. Keine Erscheinung wird uns aufgedrängt, weder Berg, noch Fluss, noch Mensch. Hier lebt eine gütige Schidalsgemeinschaft und Verbundenheit zwischen Natur und Mensch, die losgelöst ist von Schwere und Dürerheit. Ueber allem strahlt das große stille Leuchten der Firne, das sich mit dem des Himmels vermischt. In dieser Landschaft liegt eine Freiheit, ein Glaube, ein Hymnus. Und im Vordergrund ist viel Raum gelassen für die Buntheit der vielen kleinen Dinge und Geschehnisse, für das Idyllische. Nichts von elementarer Wucht. Aber die fernen Berge strahlen vom Heroischen. Nur eines fehlt im Geiste dieser Landschaft: das Tragische, das von einem unglücklichen Kampfe zwischen Natur und Mensch erzählt. Die Elfenau, die als mittelschweizerische Landschaft gelten mag, ist untragisch und idyllisch und erhaben.

Damit ist unsere Aufgabe zur Hälfte gelöst. Die Kunst, die das Tragische liebt, hat die untragische Landschaft der Elfenau gemieden. Aber warum hat sie dann nicht das Idyllische dieser Landschaft, das zu verherrlichen der Kunst des Pinsels wohl ansteht, aufgesucht? Darauf finden wir die Antwort erst, wenn wir das spezifisch Idyllische der schweizerischen Landschaft genau bestimmt und gedeutet haben. Das glauben wir am besten zu tun, indem wir aus dem vom Pfarrer von Murten geschriebenen Vorwort in David Herrlibergers Topographie der Eidgenossenschaft aus dem Jahre 1754 einige Stellen wiedergeben. Ueber die schweizerische Landschaft steht darin folgendes aufgezeichnet: „Wer bewundert nicht die allhier so vielfach spielende Natur, die das Ungenehme mit dem Nützlichen so trefflich zu verbinden gewußt.“ Der Pfarrer spricht von der „Güte der schweizerischen Himmelsgegend“ und gar oft von der „Glückseligkeit der Schweizer“. Ein fremder müsse glauben, fährt der Pfarrer fort, die gütige Natur habe allhier ihre kostbaren Gaben gleichsam verschwendet, weil er tausend Schönheiten fast auf einmal erblicken und sich daran fast nicht satt sehe könne. Einen Engländer, der eine Lustreise durch die Schweiz macht, läßt er ausrufen: „Ey, welch eine Pracht öffnet sich hier auf einmahl unseren Augen! Ist wohl eine herrlichere und schönere Gegend (Genfersee) in der Welt zu finden? O daß ich hier meine Wohnung aufschlagen und diese Wunder der Natur genug betrachten könnte. Laßt uns allda Halt machen, meine Freunde, damit Leib und Gemüth genugsam erquidet werden mögen.“ Die gute Natur hat „zum gemeinen Leben des Menschen Nothwendiges“, aber auch „zu dessen Ergezung und Lust in Ueberfluss mitgeteilt“.

Für unsere Betrachtung ist in diesen Aussprüchen nicht das Propagandistische, sondern das Psychologische wichtig und dessen geistige und seelische Wertung. Welch unmittelbares naives Naturgefühl und welche Erlebnisfähigkeit besitzen jene Menschen.

Zu obiger Schilderung der schweizerischen Landschaft finden wir eine treffliche Illustration unter den Stichen und

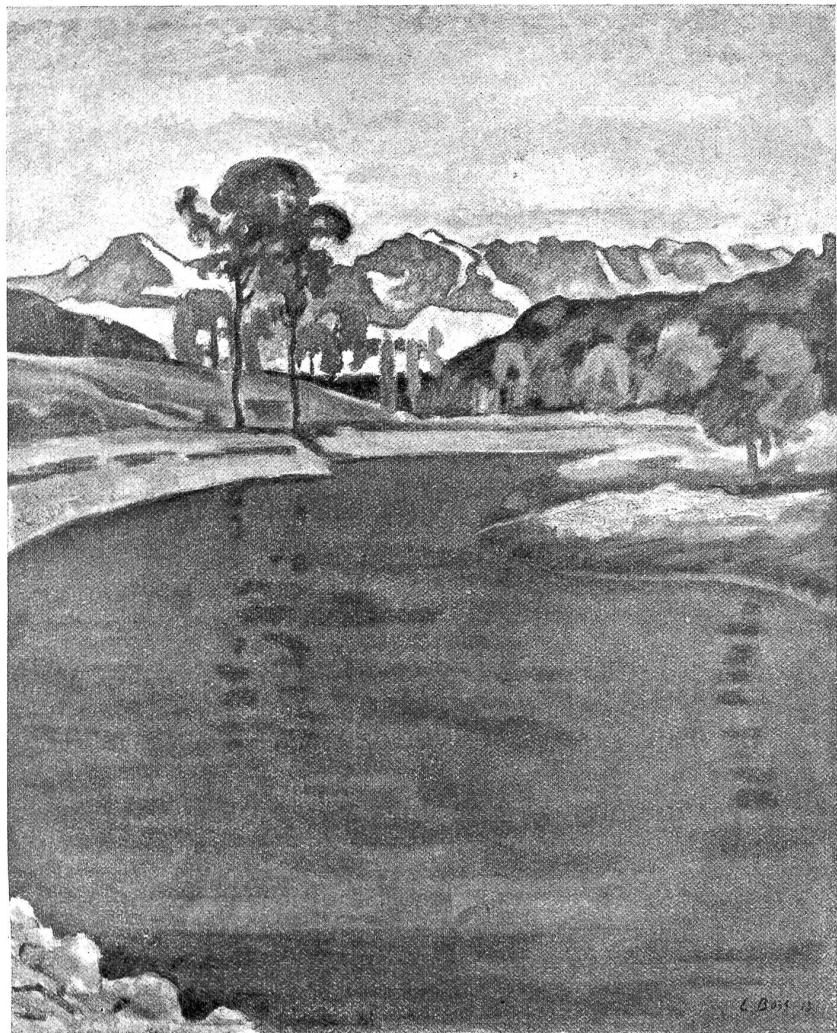


Aberli Joh. Ludwig: Mouri près de Berne. (Berner Kunstmuseum.)

Zeichnungen des Winterthurers J. L. Aberli, der 1786 in Bern gestorben ist. Hier betrachten wir nur die eine Zeichnung: *Vue dessinée à Mouri près de Berne*. Es ist dies eine farbige Umrißradierung. Nach B. Geiser (Diss. J. L. Aberli) ist die Landschaft folgende: „In vielfachen Krümmungen schlängelt sich ein breiter Fluss durch eine mit Busch und Baum durchsetzte Talebene. Ein beladenes, von drei Männern geführtes Floß hat den Weg zwischen vielen Inseln hindurchgefunden. Links und recht erheben sich Hügel und in der Ferne hochaufragend Schneberge. Im Vordergrund links, auf einer Anhöhe über dem Fluss, liegt zwischen Bäumen ein Bauernhaus versteckt. Auf einer Matte davor beschäftigen sich Bauer und Bäuerin mit einem Korb. An der Tränke warten drei Kühe, behütet von einem Mädchen, das sich an den Wegrand gesetzt hat.“

Was der Schweizer Landschaft eigen ist, kommt hier, wie bei Herrliberger, zum Ausdruck: die lieblich spielende Natur, ihre Anmut, Verschwendung und Güte, Glückseligkeit und Fleiß des Volkes. Wunderbar ist die Harmonie bei solcher Mannigfaltigkeit. Aberli hat die Elfenau-Landschaft zur idealen erhoben, die voll Lyrik und Musik ist. Die weißen fernen Berge leuchten wie aus einer zauberhaften Märchenwelt.

Für unsere Betrachtung ist nun wichtig, das Zeitalter von Aberli und Herrliberger näher kennen zu lernen, in dem es möglich war, ein so schlichtursprüngliches Verhältnis zur Natur zu gewinnen und das Natürliche noch natürlich und zwanglos zu erleben und in sich aufzunehmen zu können. Aberlis Bild ist um 1784 entstanden, Herrlibergers Topographie 1754 erschienen, beide also in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bekannt geworden. Das 18. Jahrhundert aber ist auch dasjenige eines Albrecht Haller, eines J. J. Rousseau, eines Salomon Gessner und Saussure, eines Klopstock und jungen Goethe. Es ist das Jahrhundert, in dem der Mensch die Natur neu entdeckte und sie zu verherrlichen begann. In der bildenden Kunst herrscht das Rosko. Es betont das Anmutige, ist voll geistreich-spielerischen Reizes. Es fehlt ihm aber an Kraft, Ernst und tragischer Tiefe. Es ist die Kunst der Schäferidylle. Marie Antoinette ist die spielerische Königin des Rosko. Viel schwärmerische Sentimentalität und Ueberempfindlichkeit gibt es in diesem 18. Jahrhundert, aber außer diesem noch etwas Urgefundenes: das ist — mit Schiller gesprochen — die Naivität, d. h. die Natürlichkeit und Unbewußtheit des Fühlens, des Sicheinfühlens mit der



Eduard Boss: Aarelandschaft. (Elfennau.)

Natur, wie es die Griechen kannten. So hat das 18. Jahrhundert neben der Schwärmerei ein unmittelbares gefundenes Naturgefühl hervorgebracht. Ein Lobgesang und Hymnus auf die göttliche Natur erhebt sich, und ein neuer Glauben erwacht. In diesem Geiste, in diesem Glauben war Überlin imstande, die Elfennau-Landschaft in ihrem Wesen zu erfassen und wiederzugeben. Und wir glauben, daß er sie richtig erlebt hat.

Mit dieser Präzisierung aber haben wir die Antwort auf unsere Frage, warum wohl die Malerei diese Landschaft vergessen hat, gefunden. Erstens, wie wir schon wissen, weil der Elfennau der tragische Charakter fehlt, und zweitens, weil das spielerisch-anmutig Idyllische der Rokokozeit dem Geiste der Neuzeit fremd ist. Nur dem 18. Jahrhundert war es möglich, unsere Landschaft voll zu erleben und zu würdigen.

Der Geist des 20. Jahrhunderts aber ist beherrscht von Technik, Sport und Sachlichkeit. Die Technik hat den Menschen an maschinelles, seelenloses, und der Sport hat ihn an herdenhaftes Erleben gewöhnt. Und die Sachlichkeit kennt nur den Zweck und verdammt alles Zwecklose, alles was spielerisch, anmutig und idyllisch ist. Dem Zeitgeist der Gegenwart geht das ab, was Schiller Naivität nennt. Naivität aber war und ist noch heute eine der gesündesten schöpferischen Kräfte. Es ist aber auch der alte Glauben an die Glückseligkeit als Ziel menschlichen Strebens, wie ihn

Augustinus lehrte, verloren gegangen. Nietzsche deutet das Leben anders: Leben ist Wille zur Macht.

Die Elfennau ist die Landschaft des 18. Jahrhunderts geblieben, aber der menschliche Geist, der sie schaut, hat sich verändert. So ist es gekommen, daß uns die eigene Landschaft, in der wir leben, innerlich fremd geworden ist. Nur die Alpen leuchten noch in gleicher Weise. Vielleicht aufersteht die Landschaft wieder und schafft ein neues seelenvolles Leben.

## Als Mediziner auf der Schafffarm.

Von Dr. med. Ferdinand Goebel.

„Sie sind Arzt? Ausgezeichnet, ich habe eine Stellung für Sie auf meiner Farm.“ Wenn man mit beängstigend leeren Taschen in einer australischen Kleinstadt gelandet ist, durch einen halben Erdumfang von den heimatlichen Bergen der Schweiz getrennt, so sind das gar liebliche Worte. Und mein Gegenüber, einer der bedeutendsten Schafzüchter in Neusüdwales, machte ganz den Eindruck, als ob es sich angenehm mit ihm arbeiten ließe. Er hatte mir erzählt, er beschäftige im Sommer gegen zweihundert Arbeiter und Angestellte, und ich konnte mir recht gut vorstellen, wie angebracht unter diesen Umständen ein eigener Arzt auf der Farm sein würde, der den Gesundheitszustand der Leute überwachen könnte. Ich malte mir bereits aus, wie ich dort, ein paar hundert Kilometer von der nächsten Ortschaft entfernt und daher ganz allein auf mich selbst angewiesen, meine Kunst auch in den schwierigsten Krankheitsfällen leuchten lassen würde; ich sah im Geiste schon die Spitalsbarade, die ich mir sofort auf dem Besitz meines nunmehrigen Arbeitgebers einrichten wollte; ich ....

Ich kam aus den Überraschungen kaum noch heraus! Bisher einmal die Tatsache, daß mein Schafzüchter sogar über ein eigenes zweisitziges Flugzeug verfügte, mit dem er mich am nächsten Morgen abtransportierte. Zwar erkannte ich später, daß das durchaus kein Luxus war; bei den riesigen Entfernungen kann man sonst vier bis sechs Tage mit der Eisenbahn herumfahren, um die Hafenstädte zu erreichen, und bei den schwankenden Preisen der Wolle hängen oft bedeutende Summen von pünktlichen Verkaufsabschlüssen ab. Nur hatte ich mir eben einen Farmer bis dahin noch nie als Flugzeuglenker gedacht.

Bei meiner Ankunft auf dem Besitz wollte ich mich natürlich sofort Hals über Kopf in meine Arbeit stürzen, wollte vor allem einmal mein Behandlungszimmer besichtigen und die Vorräte an Arzneien und Instrumenten überprüfen; mein Chef hatte mir gesagt, daß ich alles benötigte Material in ausreichenden Mengen vorfinden würde. Statt dessen aber kam für mich der Auftrag, ich solle mich für die ersten Tage einer der Reitergruppen anschließen, die die auf der ganzen Farm verstreuten Schafe einzutreiben hatten. Auch gut; ich bin ein leidlicher Reiter und so ein Ausflug konnte ganz unterhaltsam werden. Nach fünf Tagen im Sattel hatte ich bereits allerlei Kenntnisse von dem Betrieb einer australischen Zuchtfarm! Von früh bis spät war ich mit meinen drei Gefährten unterwegs gewesen, hatte Schafe, siebentausend widerstreitige, immer von neuem aus